

Vergänglichkeit eine absolute Verpflichtung überhaupt möglich ist. Kant gesteht unumwunden in seinem Beispiel des Spinoza, daß die zur „Nichtigkeit“ verdamnte irdische Glückseligkeit als Endziel keine absolute Verpflichtung begründen kann (KU B 427f.). – Genau dasselbe gilt m. E. für die „irdische“ Seligkeit Wolffs, trotz des sonst sehr verschiedenen Kontextes beider Ethikentwürfe. Dagegen kann man nicht geltend machen, daß die irdische Seligkeit Wolffs (auch) in der Tugend selbst und nicht bloß in der Erlangung anderer (geistiger und materieller) Güter besteht, wobei die Tugend der unbedingte Wert wäre, wonach zur Begründung der Verpflichtung gesucht wird. Denn eine solche Argumentation setzt das voraus, was zu beweisen ist, daß nämlich die Einhaltung des in uns sich kundgebenden moralischen Gesetzes ein Wert, ja der höchste, unbedingte Wert ist. Daß aber dies der Fall ist, erhellt erst dann, wenn man bewiesen hat, daß die Tugend ein Ziel hat, das die Vergänglichkeit überdauert. Denn eine sich schließlich ins Nichts auflösende Wirklichkeit kann keine absolute sein. Und wenn es im Bereich der menschlichen Freiheit keine absolute Wirklichkeit gibt, dann kann es auch keine absolute Verpflichtung geben – also kein moralisches Gesetz. Kurzum, bereits die Frage nach einem *summum bonum* des Menschen als „natürliches“ Wesen überschreitet die Grenzen des irdischen Lebens, wenn es auch für die „reine“ Vernunft dunkel bleibt, was eigentlich die jenseitige, transzendente Dimension des höchsten Guts sein kann. Es wundert mich, daß der Vf. dieses fundamentale Problem, das sich aus dem Ansatz Wolffs ergibt, mit keinem Wort erwähnt. Die „Wiederkehr der Ethik des guten Lebens“ als philosophisches Thema läßt sich nicht auf das diesseitige Leben beschränken, weil das Sittengesetz im Horizont der Immanenz sich nicht begründen läßt. G. B. SALA S. J.

WELSEN, PETER, *Schopenhauers Theorie des Subjekts: ihre transzendentalphilosophischen, anthropologischen und naturmetaphysischen Grundlagen* (Studien und Materialien zum Neukantianismus 6). Würzburg: Königshausen u. Neumann 1995. 316 S.

Universitäts-Dozent P. Welsen (= W.) hat mit dieser Studie – seiner leicht überarbeiteten Habilitationsschrift – einen in mehrerer Hinsicht sehr beachtenswerten Beitrag zur gegenwärtigen philosophischen Diskussion vorgelegt: zur neueren, etwa an R. Malter anknüpfenden, historischen Schopenhauer-Forschung, zur neueren, etwa an D. Henrich orientierten, Theorie des Selbstbewußtseins sowie zur gegenwärtigen, etwa mit dem Namen W. Röd verknüpften, Erneuerung der Transzendentalphilosophie.

Es gebe, so W. über Schopenhauer (= Sch.), „zumindest ein Gebiet, auf welchem der Philosoph zu bemerkenswerten Einsichten vorgedrungen sei: die Theorie des Subjekts“ (7). Dankenswerterweise wird die zum Verständnis von Sch.s „Theorie des Subjekts“ (Philosophie des Geistes) unverzichtbare Kenntnis der betreffenden Theorie(n) Kants (= K.) – wie sie v. a. in der „Transzendentalen Analytik“ und dem „Paralogismen“-Kapitel der KrV niedergelegt ist (sind) – nicht einfachhin als bekannt vorausgesetzt. Ganz im Gegenteil ist der Auseinandersetzung mit diesem Philosophen in W.s Studie viel Platz eingeräumt, und wer sich auf ca. 100 Seiten über solche Kantische Begriffe und Themen wie „transzendente Apperzeption“, „Einheit des Bewußtseins“, „Identität“, „Kategorialität“, „Konstitution“ usw. bündig und sachkundig informieren möchte, dürfte mit dem Hinweis auf *Teil I* der W.schen Arbeit recht gut beraten sein. W. versucht „Kant einer Lektüre zu unterwerfen, die einer doppelten Forderung genügt: sie soll dessen Lehre in ihrer ursprünglichen, Schopenhauer vertrauten Gestalt zur Kenntnis nehmen, und sie soll deren Defizite [...] beim Namen nennen“ (14). Von einer Einschüchterung durch die nicht nur inhaltlich hochkomplexe, sondern – infolge einer komplizierten Entstehungsgeschichte – auch in vorliegender Form schwer durchschaubare Theorie(gestalt) kann keine Rede sein. Im großen und ganzen orientiert sich W. in seinem Zugang zu K. v. a. an den, in mancher Hinsicht sicherlich erfrischend wirkenden, idealismuskritischen Vorarbeiten von Strawson, Bennett, Popper, Röd und Prauss (Ablehnung der Konstitutionslehre, Kritik des „Logikers“ K., prinzipielle Anerkennung dessen Kritik der Rationalen Psychologie, Theologie usw.). Allerdings scheint dieses Ernstnehmen der Transzendentalphilosophie bei grundsätzlichem Verzicht auf Metaphysik im allgemeinen und Idealismus im besonderen (verbunden mit einem weitgehenden Absehen von der einst von Vaihinger, Adickes, Kemp Smith u. a. mit großem Scharfsinn und Erfolg be-

triebenen entwicklungsgeschichtlichen Methode) dem Verständnis manch zentraler Lehre K.s (sowie dem des systematischen Zusammenhangs seiner Philosophie) wenigstens vereinzelt auch hinderlich zu sein.

Dazu nur ein Beispiel: W. verwundert sich 24 darüber, daß K. die Räumlichkeit und Zeitlichkeit seiner „Dinge an sich“ stets explizit leugnet, wo doch, bei konsequenter Anwendung der „kritischen Methode“, lediglich ein Bezweifeln zu erwarten gewesen wäre. Aber K. will über seine Kritik hinweg auf eine Metaphysik hinaus. Dies machen unter anderem nicht nur die Metaphysik-Nachschriften deutlich, sondern dies belegt auch schon die Rede von einem *intellectus archetypus* (oder *i. divinus*), die sich in allen drei Kritiken (gewöhnlich in bezeichnender Nähe zum „moralischen Gottesbeweis“) findet. Die Existenz eines solchen göttlichen Geistes (auch dieses Thema gehörte eigentlich in eine Darstellung von K.s Philosophie des Geistes hinein) stellt ein moralisch-praktisches Postulat der Vernunft dar und, wie insb. die Metaphysik-Nachschrift *Mrongovius* belegt, es steht diese postulatorische Existenz in unmittelbarer Beziehung zum Ding-an-sich-Begriff: Diese Dinge an sich sind natürlich genau das, was der Geist Gottes in den „Erscheinungen“ für ektypische Intelligenzen als deren wahres Wesen erkennt. Jenes göttliche Erkennen aber ist ein solches jenseits von Raum und Zeit, weswegen auch den Dingen an sich als Gegenständen des schöpferischen (nicht-rezeptiven) Erkennens Gottes Räumlichkeit und Zeitlichkeit abgesprochen werden muß. – So bringt der Blick auf Kant, „den Metaphysiker“, manchen Anlaß zur Verwunderung zum Verschwinden und ähnliches ließe sich von dem Blick auf Kant, „den Autor“, sagen (vgl. etwa 30), der zwischen 1769 und 1780 verfaßte Manuskripte am Vorabend der Veröffentlichung der KrV eilig kompilierend (und ohne auf die Entwicklung seiner eigenen intellektuellen Biographie sonderlich Rücksicht zu nehmen) gesammelt in den Druck gibt ...

W.s II. Teil behandelt Sch.s Kritik an K. In erster Linie ist das Verhältnis Sch.s zu seinem „Vorgänger“ freilich das einer beinahe maßlosen Bewunderung: dieser sei „vielleicht der originellste Kopf, den jemals die Natur hervorgebracht hat“, seine Hauptschriften die wichtigste „Erscheinung, welche seit zwei Jahrtausenden in der Philosophie hervorgetreten ist“ (vgl. 103). Dennoch will Sch. alles andere eher als ein bloßer Epigone sein, und so ist er bemüht, gerade auch in der früh aufgenommenen Auseinandersetzung mit dem Königsberger Denker, ein eigenes unverwechselbares philosophisches Profil herauszubilden. Auch die unleugbare – wenngleich von Sch. selbst vehemente in Abrede gestellte – Entwicklung dessen Denkens in dezidiert materialistische Richtung (Denken als „Gehirnfunktion“) läßt eine sukzessive Entfernung von dem noch weitgehend eng kantianischen Ausgangspunkt der Dissertation erkennen. Wichtige Kritikpunkte Sch.s an K. enthält die, besonders auch für die Philosophie des Geistes bedeutsame, These von der Ergänzungsbedürftigkeit der kritischen Philosophie durch (naturwissenschaftliche) Anthropologie und (intuitionistische) Naturphilosophie. Von prinzipieller Bedeutung ist auch Sch.s Ablehnung von K.s Grundintention, das Wissen aufheben zu müssen, um für den (praktischen Vernunft-)Glauben Platz zu bekommen (vgl. KrV B XXX). W.s differenzierte Bewertung der Sch.schen Kritik konstatiert überzeugend nachgewiesene, gravierende Mißverständnisse der transzendentalen Deduktion und der K.schen Begründung des Kausalitätsprinzips. Allerdings gelinge Sch. u. a. der Nachweis, daß der Irrtum, welcher dem Begriff einer substantiellen Seele zugrunde liege, keineswegs unvermeidbar (notwendig) war oder ist.

Der an Umfang die Hälfte des Buches ausmachende III. Teil untersucht die anthropologischen erkenntnis- und naturphilosophischen Grundlagen von Sch.s „Theorie des Subjekts“. W. stellt dabei besonders die Einbeziehung empirischer Bedingungen der Erkenntnis in den transzendentalen Ansatz als (im positiven Sinne) bedenkenswertes Verdienst des Frankfurter Philosophen dar. Verfasser befürwortet darüber hinaus Sch.s Charakterisierung der Selbsterkenntnis als anschauungsfreie, ja analytische: Demgegenüber hätten gewisse Andeutungen K.s in Richtung auf die Wirklichkeit einer Art Existenzbewußtsein, seine, von W. offensichtlich wenig geschätzten, „spekulativen Nachfolger“ zur Annahme einer intellektuellen Anschauung geführt. Der Naturphilosophie Sch.s bringt Verf. zwar dort, wo sie sich auf eine intuitive Ideenschau gründet, wenig Sympathien entgegen – insgesamt wird die ergänzende Hereinnahme der Natur (und Naturwissenschaft) in die Epistemologie und in das Projekt einer Transzendentalphilosophie

sophie jedoch begrüßt. Damit würde der „modernen Einsicht“ in die Rückgebundenheit apriorischer Strukturen an kontingente empirische Fakten frühe Rechnung getragen. In diesem Zusammenhang sei auch der bei Sch. zur Bedeutung kommende evolutionistische Gedanke von der Erkenntnis als einem Mittel der Selbsterhaltung sehr beachtenswert. – Rezensent begnügt sich an dieser Stelle mit dem Hinweis auf die „Umstrittenheit“ des Unternehmens einer Naturalisierung der (normativen!) Erkenntnistheorie – eine Umstrittenheit, die, mehr noch als für die Epistemologie, auch hinsichtlich der Transzendentalphilosophie (im Sinne Kants!) verständlich sein sollte. W. jedoch vertritt die zumindest interessante These, daß es (allein?) im Horizont einer solchen naturalistischen Rückbindung gelingen könne, die vorgebliche K.s.ische Aporie einer Affektion durch das völlig unbekanntem Ding an sich zu vermeiden. Diese „Aporie“ („Weglosigkeit“) bestehe darin, daß von etwas völlig Unbekanntem (genauer müßte es heißen: uns Menschen völlig Unbekanntem) ein Etwas-Bewirken konsequenterweise nicht ausgesagt werden dürfe; im übrigen werde damit, entgegen dem Verdikt K.s., auch die Kategorie der Kausalität (sowie mindestens auch die, so wäre hinzuzufügen, des Daseins) „transzendent“ verwendet.

Hinsichtlich dieses letzteren Vorwurfs eines unbotmäßigen Kategorienge- bzw. mißbrauchs, zielt W. (112) allerdings selbst folgenden, sinngemäß bereits von Hossenfelder im Anschluß an Riehl vorgeschlagenen, Ausweg in Betracht: „Dieser [K.] unterscheidet nämlich zwischen zwei Möglichkeiten, die Kategorien zu gebrauchen: man kann sie sowohl auf mögliche wie auf wirkliche, sinnlich gegebene Gegenstände anwenden. Dabei ist es im letzteren Fall erforderlich, daß sie schematisiert – d. h. zeitlich interpretiert – sind. Der springende Punkt ist, daß sie als schematisierte nur auf zeitliche Entitäten, als nicht-schematisierte hingegen auch auf nichtzeitliche bezogen werden dürfen, sofern man sich im klaren ist, daß bei der zweiten Alternative keine Erfahrung, sondern lediglich ein Denken derselben vorliegt.“ Damit läßt sich die Kategorie der Kausalität (nicht anders als die des Daseins, evtl. auch die der Einheit) auf das Ding bzw. die Dinge an sich anwenden, im Sinne von im Denken auf diese beziehen, – solange damit kein Erkenntnisanspruch verbunden ist. Hinsichtlich der anderen, mit der völligen Unbekanntheit der Dinge an sich verknüpften, Bedenklichkeit, ließe sich (wie schon angedeutet) erwidern, daß diese „Dinge“ lediglich uns verborgen, nicht aber *per se* unbekannt sind. Im Gegenteil ergibt die auch hier unverzichtbare Einbeziehung der praktischen Philosophie K.s. in unseren Gesichtskreis, daß für den Philosophen die Dinge an sich gerade „an sich“ immer schon vollkommen erkannt sind (Stichwort: allwissender *intellectus divinus* als Postulat der praktischen Vernunft). Da aber auch wir endlichen Intelligenzen als „Dinge an sich“ von diesem Erkennen erfaßt sind, besteht zwischen allen diesen „noumenalen Gegenständen“ ein universelles Beziehungsgefüge, welches auch im Rahmen der kritischen Transzendentalphilosophie legitimerweise kategorial gedacht werden darf. (Einen anderen denkbaren Weg aus der sog. Aporie Kants – und zwar einen solchen, der ohne „metaphysisches Gepäck“ beschritten werden kann – weist z. B. Cassirer in seinem bekannten „Erkenntnisproblem“, zweiter Band, gegen Ende, insb. 749). Die Sch.sche Lösung mag manchem zeitgenössischen Empfinden (so auch dem des Verf.s) als näherliegend erscheinen. Sie besteht aus der Vereinigung einer gewichtigen Ergänzung des K.schen Projekts einer Transzendentalphilosophie (die wohl nicht ohne eine ebenso gewichtige Neudefinition wird auskommen können?) durch eine prinzipiell realistische (stark zum Materialismus hinneigende) Naturphilosophie einerseits (W. deutet diese als hypothetische Willens-Metaphysik) und aus einer dieser untergeordneten, prinzipiell „falliblen“, Untersuchung materialer Voraussetzungen der Erkenntnis auf empirischem Wege andererseits. Obwohl W. es, wie angedeutet, grundsätzlich als Fortschritt deutet, daß das *Skandalon* der völligen Unbekanntheit der Dinge an sich auf diese Weise – gewissermaßen durch eine Zangenbewegung – zum Verschwinden gebracht wird, nennt er doch die für Sch. so typische und bedeutsame Zuschreibung eines Willens an die (kosmische) Natur „Anthropomorphismus“, um die Frage anzuschließen (300), warum Sch. nicht einfach von „Kraft oder Energie“ (wohl im Einklang mit „Selbstorganisation des Universums“) spreche. Weiter müsse sich der Philosoph vorhalten lassen, daß er mit seiner Theorie des Subjekts „Weltwille“ ursprünglich selbstgesteckte Grenzen des Sinns selbst überschreite bzw.

zuviel Vertrauen in vorgeblich intuitive Erkenntnisvermögen (Stichwort: „Ideen-Schau“) gelegt habe.

Die ein- und umsichtig gegliederte Arbeit zeichnet sich sowohl durch eine souveräne Kenntnis der Sch.schen und K.schen Schriften (sowie der einschlägigen Sekundärliteratur) als auch durch ein tief in die Thematik „Subjektivität“ eindringendes, problembewußtes und problemklärendes Denken aus. Beiden Aspekten konnte diese Rez. auch nicht annähernd gerecht werden. Dabei beeindruckt vor allem die gleichmäßig hohe Konzentration und Gestaltungskraft, mit welcher das schwierige Thema „Die Philosophie des Geistes und ihre Begründung bei Kant und Schopenhauer“ (auch so hätte der Titel lauten können) angegangen und inhaltlich vor dem Leser ausgebreitet, analysiert, strukturiert, kommentiert und evaluiert wird. Auch wer – wie Rez. – mit letzterem (der Evaluation), wie deutlich geworden sein wird, nicht immer übereinstimmt, wird aus allem anderen mit größter Wahrscheinlichkeit an historischem und systematischem Verständnis hinzugewinnen. Vorzüglich sind auch die Anmerkungen. Ohne unnötige Abschweifungen nennen sie gewöhnlich – nicht selten präzise Stellung beziehend – wohl-ausgewählte, wichtige Sekundärliteratur. Sachlich einwandfrei (wenn auch den Lesefluß manchmal störend) ist es, daß die „primären“ Belegstellen aus den Schriften K.s und Sch.s in Klammern unmittelbar in den Text hineingezogen wurden. Das sprachliche Niveau ist (davon unbeschadet) gleichbleibend hoch und der Wunsch nach Klarheit durchwegs nicht nur spürbar, sondern erfreulicherweise auch eingelöst. S. BONK

PEIRCE'S DOCTRINE OF SIGNS: THEORY, APPLICATIONS AND CONNECTIONS (Approaches to Semiotics 123). Eds. Vincent M. Colapietro & Thomas M. Olshewsky. Berlin-New York: de Gruyter 1996. X/463 S.

Sinnvoll kann die Rezension einer solch kapitalen Veröffentlichung wohl hauptsächlich als Überblicksorientierung sein. Handelt es sich doch um den bisher wichtigsten (‚Sesquicentennial‘) Peirce-Kongreß (1989 in Harvard). Hier werden alle wichtigen Papiere der wichtigsten Peirceforscher zur Zeichentheorie geboten. Welche Themen werden derzeit neu aufgeworfen, und wie ist die Tendenz, sie zu behandeln? In diesem Sinne ist vorliegender Band fürwahr Zeugnis für eine gewisse Neuaufwertung einer immensen Thematik. Der Herausgeber Colapietro, bis vor kurzem Professor an der Fordham University, ist zudem überzeugt, daß wir erst an einem Anfang der seriösen Erforschung des enormen Peirce-Corpus stehen. Der riesige unveröffentlichte Nachlaß brauche nicht nur einen gehörigen Fortschritt der kritischen Herausgabe der Writings (die ist derzeit wieder gefährdet), sondern auch künftige Generationen von Semiotikern, die erst einmal die Peircesche Gedankenfülle kreativ verarbeiten.

Zeichen bei Peirce sind nicht „nur Zeichen“, als ob das Eigentliche anderenorts stattfände. Zeichen sind in mehrerlei Hinsicht allumfassend und normativ. Nicht nur ist in der Klassifikation der Wissenschaften die Semiotik an einem der obersten Knotenpunkte angesiedelt – da wird sie dann, im engeren Sinn Semiotik genannt, mit der Logik in der Peirceschen Umgrenzung gleichgesetzt. Zeichen sind aber auch Richtschnur des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses selbst. Die konkrete Erkenntnis findet hier immer im Rahmen der habits und Vorurteile des Gemeinnsinn statt. Den Zeichen kommt hier die Funktion zu, daß sie auf unterschiedlichen Allgemeinheitsebenen (angefangen von entdeckenden, deskriptiven ‚coenoscopischen‘ bis hin zu grundlagenbezogenen ‚idioscopischen‘ Wissenschaften) die notwendige Vorurteilhaftigkeit kritisieren kann. Man greift daher nicht zu kurz, wenn den Zeichen in einer antitranszendentalen Philosophie wie der Peirces dieselbe Funktion zukommt, wie den Kritikern Kants (wobei bei Peirce nicht einmal eine sinnvolle Trennung der drei Urteilsarten möglich ist, weil sie im einen Zeichen vereint sind). In diesem Zusammenhang handelt es sich dann um Semiotik im weiteren Sinn (was aber nach Peirce konsequent ist und keine unzulässige metaphorische Ausweitung von Logik), normativ für den „self-controlled inquirer“ [11].

Colapietros Anliegen ist die Verortung der Zeichentheorie in konkret gemeinsinniger Erkenntnis. So kann er auch die Allumfassendheit der Zeichenprozesse als unendlichen Kommunikationsvorgang begreifen (worin er Apels Peirceinterpretation nahe kommt). Zeichenseitig setzt dies Unbestimmtheit voraus. Deren gibt es lt 5.505 zwei Arten, Vag-